

DIRK
HUSEMANN



DIE
BÜCHER
JÄGER
Historischer Roman

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

TEIL I: BERG

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Stundenglas

Kapitel 5

Stundenglas

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

TEIL II: GRAB

Stundenglas

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20
Kapitel 21
TEIL III: TURM
Stundenglas
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
TEIL IV: ABGRUND
Stundenglas
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Stundenglas
Nachwort
Dank
Karte
Dramatis Personae
Glossar

ÜBER DAS BUCH

Ein Buch, das an eine Kette gelegt ist. Der Florentiner Poggio Bracciolini erkennt sofort, dass er einen Schatz vor sich hat. Er ist Meister im Aufstöbern antiker Texte - ein Bücherjäger, der sich in Klosterbibliotheken einschleicht. Doch diesmal kommt ihm jemand zuvor: Kaum hat Poggio die ersten Zeilen gelesen, ist das rätselhafte Buch verschwunden. Entschlossen nimmt er die Verfolgung der Diebe auf. Denn wenn dieser uralte Text in die falschen Hände gerät, wird er die gesamte abendländische Welt ins Wanken bringen.

ÜBER DEN AUTOR

Dirk Husemann, Jahrgang 1965, gräbt als Wissenschaftsjournalist und Archäologe Geschichten aus. Er studierte Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Ethnologie in Münster und schreibt Reportagen und Sachbücher, zum Beispiel über die älteste Stadt der Welt in Syrien, die letzten Geheimnisse von Stonehenge oder Fleischdoping bei den antiken Olympischen Spielen. Sein Debütroman »Ein Elefant für Karl den Großen« wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

Dirk Husemann

Die Bücherjäger

Historischer Roman

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn

Kartenillustration: © Markus Weber, Guter Punkt München

Titelillustration: © shutterstock/AKaiser; © Earring, Persian (c.525-330 BC)
(gold

with inlays of turquoise, carnelian, and lapis lazuli), Achaemenid, (550-330 BC)/
Museum of Fine Arts, Boston, Massachusetts, USA/Edward J. & Mary S. Holmes

Fund/Bridgeman Images; © Lorant Matyas/shutterstock;

© Textures and backgrounds/shutterstock

Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau

E-Book-Produktion: [two-up](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-5657-1

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

TEIL I

BERG

Kapitel 1

Der Papst rannte. Er riss sich seine weiße Kappe vom Kopf und schleuderte sie an den Rand des Turnierplatzes. Hastig löste er den Verschluss seiner roten Mozzetta und wischte den Umhang von den Schultern. Der kostbare Stoff fiel in den Schnee, der vom Mist der Turnierpferde gesprenkelt war.

Zwei Knappen, die Rüstungen polierten, verschlug es die Sprache. Als Papst Johannes auf sie zugeeilt kam, beugten sie die Knie und senkten die Häupter. Hastig schlug er das Kreuzzeichen über ihren Scheiteln und ließ sich den Weg zu den Pferden weisen.

Der Turnierplatz lag nur einen Steinwurf von Konstanz entfernt. Doch ebenso gut hätte er am anderen Ende der Welt sein können - oder in der Hölle. Die Anhänger des deutschen Königs hatten Papst Johannes an diesem ungemütlichen Märztag des Jahres 1417 aus der Stadt hierher gelockt. Wie ein Esel war er ihnen in die Falle gegangen! Ein unterhaltsamer Nachmittag war ihm versprochen worden, mit zersplitternden Schilden, Prügeleien und erhitzten Damen. Nun bekam er die Quittung für seine mangelnde Vorsicht. Sie wollten ihn ermorden! Erwartet hatte er das schon lange: Wenn sie ihm nicht mit Argumenten beikommen konnten, dann eben mit scharfem Stahl.

Vor wenigen Augenblicken hatte ihn sein Freund, Herzog Friedrich von Österreich, gewarnt. Es war nur ein Flüstern gewesen, ein einziges Wort, im Vorübergehen in das päpstliche Ohr geraunt. »Flieh!«

Jetzt hetzte der Heilige Vater zwischen den Zelten der Turnierteilnehmer hindurch. Das letzte Mal, als er sich so würdelos fortbewegt hatte, war er noch ein Pirat auf dem Tyrrhenischen Meer gewesen. Ein Menschenalter lag das zurück. Statt des Säbels trug er jetzt den Hirtenstab, und sein Schiff war die Kirche - wie er dieses Sinnbild verabscheute!

Die Soutane war viel zu eng für seine weiten Schritte. Kurz hielt er inne, beugte sich hinab, packte den Saum und zog sich das Gewand über den Kopf. Darunter trug er ein weißes Hemd, aus dem seine bloßen Waden herausragten. Sie waren sogar für einen Siebenundvierzigjährigen noch kraftvoll. Bis nach Rom könnte er damit laufen, wenn man ihn nur ließe.

Drei Hofdamen, die vorüberflanierten, glotzten ihn an. Sie hatten sich mit bunten Stoffen und feinen Pelzen für das Turnier herausgeputzt. Wäre alles wie üblich verlaufen, so hätte er eine oder zwei von ihnen in seine Unterkunft eingeladen. Jetzt aber war er nicht länger einer der mächtigsten Männer der Welt, sondern einer der schnellsten.

Mit flatterndem Hemdsaum wieselte der Papst an den Damen vorüber. Ihr Tuscheln verfolgte ihn. Waren ihm die Mörder schon auf den Fersen? Er schaute zum Turnierplatz hinüber. Dort standen zwei Ritter in gesteppten Wämsern, die sich über den Rist ihrer Pferde hinweg unterhielten - die schielten doch zu ihm her! Zwei hagere Knechte rollten ein Fass mit dünnem Haferbier herbei und wollten seinen Weg kreuzen. Eine breithaxige Trine schleppte einen Korb mit Heringen und warf ihm einen finsternen Blick zu. Jeder abgelebte Knecht mochte derjenige sein, der einen Dolch für den Papst im Ärmel trug.

Endlich lag der Stall vor ihm. Eigentlich war es nur ein Wetterschutz aus schwerem Leinenstoff, ein Zelt für Streitrösser. Die Ränder der Stoffbahnen waren mit Steinen beschwert. Nur zwei Pferde standen darin. Ein Stallknecht

rieb eines der Tiere ab. Der Papst legte dem wollhaarigen Mann seine verschwitzte Hand auf die Schulter.

»Kennst du mich?«, fragte er auf Deutsch.

Der Bursche musterte ihn aus kleinen Augen, schüttelte dann den Kopf. Gut! Die meisten Leute erkannten einen mächtigen Mann nur an seiner Gewandung. Und die lag jetzt in Schnee und Schmutz.

»Gib mir deine Kleider«, befahl Papst Johannes und ließ einen Gulden zwischen seinem linken Daumen und Zeigefinger erscheinen. Das Gold spiegelte sich in den Augen des Knechts. »Und diese beiden Pferde.« Er ließ eine weitere Münze erscheinen. Eine schmutzige Hand griff danach. Doch mit einem Mal hielt der Stallknecht inne und starrte auf Johannes' Hand. Dann fiel er auf die Knie.

»Heiliger Vater, segnet mich!«, bat er grunzend.

»Dass dich Gottes Leichnam schände!«, fluchte Papst Johannes und starrte auf den Ring an seinem Finger. Darauf war ein Fisch graviert. »Sei still und steh auf, kotiger Bube!«, zischte er und versuchte, den Ring vom Finger zu ziehen. Aber der Schmuck ließ sich nicht abstreifen.

Doch der Stallknecht dachte nicht daran, sich zu erheben. Warum auch! Er hatte eine Privataudienz beim Papst. Zwei Handbewegungen seiner Heiligkeit – und schon wären ihm alle Sünden vergeben. Für diese Geste zahlten andere ein Vermögen.

»Segnet mich! Segnet mich! Bitte, Heiliger Vater!« Die Stimme des Stallknechts war viel zu laut. Rasch schlug der Papst das Kreuzzeichen über dem gesenkten Kopf. Doch der Bursche bemerkte es nicht. Erneut schrie er nach Erlösung.

Die Ritter unterbrachen ihr Gespräch und schauten zu den Ställen hinüber, vermutlich in Sorge um die Pferde. Die Diener mit dem Fass und die Heringsmatrone hielten an und linsten zwischen Zeltbahnen, Leinen und Wimpeln hindurch, wohl um dem Geschrei auf den Grund zu gehen.

Der Papst hatte genug. Mit einem Tritt stieß er den Stallknecht ins Stroh und schwang sich auf eines der Pferde. Es war ein Tier für Waffenträger, hart im Gang, aber schnell. Genau das, was er brauchte. Das Holz des Sattels scheuerte an seinem bloßen Schritt.

Die beiden Knechte kamen jetzt auf das Zelt zu. Sie hatten das Bierfass stehen lassen. Einer hielt etwas hinter seinem Rücken verborgen.

Es war Zeit zu verschwinden. Johannes ließ die Münzen wieder in den Beutel gleiten, den er um den Hals trug. Dann steckte er einen Finger in den Mund und zog mit den Zähnen den Ring des Fischers ab. Fetzen seiner Haut lösten sich. Den Schmerz und das Schmuckstück spie er vor dem Stallknecht ins Stroh. »Genug im Trüben gefischt«, rief er. Dann ließ er das Pferd antraben und die Meuchelmörder mitsamt seiner Karriere hinter sich.

Poggio!, dachte Papst Johannes. Wo steckst du? Wenn die Nachricht von seiner Flucht in Konstanz die Runde machte, wären seine Diener, seine Vizekanzler und Schreiber vogelfrei. Die Deutschen würden sie mit den Zungen an die Bäume nageln. Irgendwie musste es ihm gelingen, seinem Sekretär Poggio eine Warnung zukommen zu lassen.

In vollem Galopp trieb er das Streitross auf den Bodensee zu.

Kapitel 2

Oswald von Wolkenstein sang. Zwar verstand Poggio nicht alle Worte. Doch die Weise klang nach Schwermut und jener Form der Melancholie, wie sie die Langeweile eines adeligen Lebens in einer zugigen Burg hervorbringt.

Die beiden Männer ritten hintereinander durch einen verschneiten Wald. Schon lange hatte Poggio keine derart unberührte Landschaft mehr gesehen. In seiner Heimat Italien waren Dörfer zu Städten herangewachsen. Darin hungerten Kalkbrenner, Köhler und Baumeister nach Holz und wollten nicht warten, bis es nachgewachsen war. Wo kein Fürst die Hand über seinen Forst hielt, herrschte Kahlschlag. Poggio erinnerte sich an ein Sprichwort aus der Toskana. Darin spielte ein Eichhörnchen eine Rolle, das von Dorf zu Dorf springen konnte, ohne den Boden zu berühren. Jetzt würde sich das arme Tier seine winzigen Füße wund laufen.

Poggio liebte den Wald. Es war still darin, und das lud zum Nachdenken ein. Bevor Oswald von Wolkenstein zu singen angehoben hatte, war das Klopfen der Pferdehufe der einzige sie begleitende Laut gewesen, nur gelegentlich unterbrochen vom Zischen des Schnees, der von einem Ast glitt und vom Wind zu Staub zerblasen wurde. Sogar die Krähen, deren Rufe sie von Konstanz her begleitet hatten, waren verstummt, seit sie zwischen die Bäume geraten waren. Poggio war es erschienen, als habe die lärmende Welt mit ihren Konzilen und Beschlüssen, ihren Königen und Päpsten zu bestehen aufgehört. Doch jetzt war es mit dieser geradezu heiligen Stille vorbei.

Wolkensteins Stimme zerriss das Schweigen wie ein Lüstling das Gewand einer Jungfrau. Wenn die angestimmte Weise doch nur die Schönheit der Natur gepriesen hätte! Wenn die Laute die stillen Baumstämme umschmeichelt und den Wald bedeckt hätten wie rieselnder Schnee! Doch die deutschen Worte schlugen wie Äxte in das winterliche Paradies.

Poggio warf seinem Reisegefährten einen misstrauischen Blick zu. Obwohl dieser schon das vierzigste Jahr erreicht hatte, trug er sein lockiges Haar lang wie ein Jüngling. Es hing unter einer Mütze aus Biberpelz herab. Poggio hatte Oswald noch nie ohne diese Kopfbedeckung gesehen. Nicht einmal in einer Taverne hatte der Tiroler sich barhäuptig gezeigt. Vermutlich hütete er einen kahlen Scheitel als Geheimnis seines Hauptes. Poggio verbesserte sich: Was er ein Haupt nannte, war ein massiger Schädel. Aus dem ragte eine gedrungene Nase hervor. Auf Oswalds üppiger Unterlippe leuchtete hell eine Narbe.

Wolkensteins gesundes Auge war hinauf zu den Kronen der Bäume gerichtet. Das andere war geschlossen. Immer. Viele glaubten, dass Oswald es in einer Schlacht gegen die Sarazenen verloren habe. Und der Tiroler wurde nicht müde, die Geschichte eines Zweikampfes zum Besten zu geben, in dem er jeden arabischen Hieb mit zwei abendländischen Streichen vergolten und den Feind mit blutüberströmtem Gesicht schließlich niedergestreckt habe.

Doch Poggio wusste es besser. Als Kind hatte er Männer gesehen, die einäugig, einbeinig oder einarmig aus dem Krieg heimgekehrt waren. In der Apotheke seines Vaters hatten sie um Kräuter gebettelt, die ihnen die Schmerzen nehmen sollten – und die Träume. Darin waren sie noch immer vollständigen Leibes, um dann umso zerstörter daraus aufzuschrecken. Oswald von Wolkenstein aber trug keine Spur eines Kampfes am rechten Auge. Das Lid war geschlossen wie bei einem Schläfer. Poggio war sicher: Das

Organ war nicht ausgeschlagen, sondern zugewachsen. Keine ruhmreiche Schlacht, sondern eine Laune der Natur hatte dem Tiroler den halben Blick auf die Welt genommen.

Poggio hatte Verständnis für seinen Reisegefährten. In einer Welt wie dieser war es allemal einfacher, als verstümmelter Haudegen zu gelten, als ein von Natur aus Missgestalteter zu sein. Doch mit Poggios Wohlwollen war es nun vorbei.

Zug um Zug sog Oswald die kalte, klare Luft ein und sonderte die nächste Strophe seines traurigen Liedes ab. Der Wald hallte davon wider. Am Ostufer des Bodensees hatte der Forst begonnen und würde nicht enden, bis sie vor den Toren des Bergklosters Sankt Fluvius standen – so jedenfalls hatte Wolkenstein behauptet. Gern brüstete sich der Tiroler mit seiner Weltkenntnis. Die Prahlerei war eine Charaktereigenschaft, die Poggio sich nun zunutze machen wollte.

»Lieber Oswald«, sagte er auf Latein, »woher weißt du von dem Skriptorium und seinen Schätzen, wenn doch das Kloster so gut verborgen auf einem Berg liegt?«

Es funktionierte. Oswald brach mitten im Vers ab. »Zweifelst du etwa an meinen Worten?«

Poggio umfasste die ledernen Zügel fester. »Es ist eine Frage der Logik. Das Kloster liegt am Rande der Welt. Dennoch kennst du sein Inneres gut. Dahinter scheint sich eine Geschichte zu verbergen. Und Geschichten liebe ich über alles.«

»Euch Italienern ist die Neugier in die Wiege gelegt«, lästerte Oswald. »Du wirst schon sehen, welche Schätze im Skriptorium auf uns warten.«

Auf uns? Poggio hatte bereits befürchtet, dass Wolkenstein ihn nicht ohne eigenes Interesse den weiten Weg zum Kloster hinauf begleitete. Schließlich war es Oswalds Einfall gewesen, dass sie das langweilige Konstanz und sein träge dahinfließendes Konzil für einige Tage verlassen sollten, Oswalds Einfall, dass der berühmte

Bücherjäger Gianfrancesco Poggio Bracciolini seine Zeit besser nutzen sollte, als sich mit Bittschriften an den Papst herumzuschlagen. Stattdessen, so hatte der Tiroler über einem Krug Wein geflüstert, könne er seinen italienischen Freund zu einem Bergstift führen, in dem angeblich die absonderlichsten Texte aus der Zeit der Römer in einem Zauberschlaf vor sich hin dämmerten. Augenblicklich war Poggio bereit gewesen, diese Träumer wach zu küssen.

Aristoteles, Cicero, Propertius - die Schriften der größten Geister der Menschheit waren seit Jahrhunderten verloren. Aber nicht gänzlich. In den Klöstern der Christenheit waren Fragmente der alten Texte zu finden. Zwischen Bibeln und Gesangbüchern hatten einzelne Pergamente, bisweilen auch ganze Bücher, die Jahrhunderte überdauert, und wenn nicht gerade ein eifriger Mönch die Rhetorik des Cicero abschabte, um auf der ledernen Seite Platz für das Lukasevangelium zu schaffen, so waren diese Schätze noch zu heben.

Glückliche Stunden in schimmeligen Bibliotheken hatten Poggio das *Trostbuch* des Boethius, die *Prognosen* des Hippokrates und das *Decretum* des Gratian beschert. Ungelesen hatten diese Meilensteine menschlichen Denkens in den staubigen Stuben vor sich hin gedämmert. Eifrig hatte Poggio sie kopiert, editiert, kommentiert und sodann zu seinem Freund Niccolò Niccoli nach Florenz geschickt, der sie in Umlauf brachte. Das Strahlen und Leuchten der wiedergefundenen Schriften war so stark, dass sich eine Gruppe um sie geschart hatte, die sich selbst »Humanisten« nannte. Seither vermehrten diese Menschen den Ruhm der antiken Autoren und ein wenig auch den ihres Entdeckers, des Bücherjägers Gianfrancesco Poggio Bracciolini.

Jetzt aber zeigte sich, dass Wolkenstein offenbar seine eigenen Pläne mit den Büchern hatte. Poggio beschloss, die Ansprüche an die Texte ein für alle Mal klarzustellen.

»Sollten wir alte Schriften finden, so müssen diese so schnell wie möglich nach Florenz«, sagte er.

»Was zahlen sie denn in Florenz für so einen Folianten?«, fragte Oswald.

»Überhaupt nichts zahlt man dort für Folianten«, knurrte Poggio, »weil wir nämlich kein einziges Buch aus dem Kloster mitnehmen werden.«

Das also war der Grund, warum Oswald ihn hier hinaufführte. Nicht um die Langeweile von Konstanz hinter sich zu lassen, sondern um sich zu bereichern. Oswald schien die Schriften, die Poggio erkennen mochte, selbst verkaufen zu wollen – oder schlimmer noch: die Originale. An den deutschen König Sigismund vermutlich, unter dessen Schutz der Tiroler stand.

»Soso«, sagte Wolkenstein jetzt. »Und wieso führe ich dich dann zu dem Kloster, obwohl ich meine Zeit sinnvoller verbringen könnte? Wieso mühen wir uns den Berg hinauf, wenn du überhaupt nichts von dort mitnehmen willst?«

»Weil ich die alten Schriften kopieren werde.« Er klopfte gegen den Beutel, der schwer an seinem Gürtel hing. »Dafür trage ich mein Werkzeug bei mir.«

»Kopieren?«, echote Wolkenstein. »Wieso kopieren?«

Poggio durchlief es eiskalt. »Was außer kopieren sollten wir mit den Pergamenten anfangen, die wir dort finden werden?«

Jetzt lachte Oswald von Wolkenstein. Der Laut schlug in den Schneewald ein wie das Geschoss einer Blide. Poggios Pferd schnaubte.

»Wir werden mitnehmen, was auch immer wir finden«, sagte Oswald. »Neulich hat der deutsche König ein Exemplar irgendeines griechischen Dichters gekauft und hundert Gulden dafür bezahlt. Hundert Gulden! Meine Mägde daheim bekommen zwei Gulden im Jahr zum Lohn. Mit einem solchen Buch könnte ich meinen Hausstand aus der Schieflage heben.«

»Ich wusste gar nicht, dass der deutsche König lesen kann«, spottete Poggio.

Oswald fauchte zurück: »Versuch nicht, mir weiszumachen, du würdest die Texte erst mühsam abschreiben, um die Originale dann an Ort und Stelle weiter vermodern zu lassen.«

Es gab keinen Zweifel. Dieser Fürstenknecht wollte Bücher stehlen! Und er, Poggio, sollte ihm dabei helfen, die wertvollsten Exemplare auszusuchen. Mit einem Mal war ihm die Lust auf ein seit Jahrhunderten unberührtes Skriptorium vergangen. Er zog an den Zügeln, und sein Schimmel blieb stehen.

Die Luft knisterte vor Kälte. Oswald ritt noch ein paar Schritte weiter. Dann hielt auch er an und wandte sich im Sattel um. Sein gesundes Auge blitzte. Ein Hauch von Argwohn lag in der Luft.

»Was ficht dich an, Italiener?«, fragte er. »Glaubtest du etwa, du könntest die Bücher für dich allein beanspruchen?« Er breitete die Arme aus und setzte eine Unschuldsmiene auf. »Gib zu: Der Handel ist gerecht. Ich kenne den Ort, du kannst die richtigen Texte erkennen. Wir brauchen einander, wenn wir erfolgreich sein wollen.«

»Du willst die Bücher stehlen. Daran will ich keinen Anteil haben«, sagte Poggio.

»Oh, gut!« Wolkenstein grinste. »Dann behalte ich sie eben alle für mich.« Er streckte Poggio die Hand entgegen. »Komm schon, Bracciolini! Wir stehlen nichts. Wir bezahlen dafür. Die Mönche werden uns danken, wenn wir die Vorratskammer ihres abgerissenen Stifts auffüllen helfen. Was bedeutet denen schon ein uralter Text auf dreimal abgeschabtem Pergament, wenn sie sich dafür einmal richtig die Bäuche füllen können?«

Die Stille zwischen den beiden Männern war so tief wie eine Gebirgsklamm. Äußerlich war Poggio ruhig wie ein Gletscher. Doch in seinem Gedärm brodelte es wie in einem Vulkan.

»Wir kehren um nach Konstanz«, brach es schließlich aus ihm heraus. Lieber wollte er auf die alten Texte verzichten, als sie ihren Hütern zu entreißen.

Wolkenstein erstarrte. »Wie du willst! Aber ich reite weiter. Und ich finde diese Texte auch ohne dich.« Damit riss er am Zügel. Sein Rappe warf den Kopf herum und trabte an. Noch einmal wandte Oswald sich um und deutete unbestimmt mit dem Finger. »Zurück nach Konstanz geht es dort entlang. Reite einfach bergab. Das scheint ohnehin deine liebste Richtung zu sein.«

Poggio blieb zurück und sah, wie das schwankende Hinterteil von Oswalds Pferd zwischen den dicht stehenden Föhren verschwand. Er verharrte unter den Zweigen und spürte Schneeflocken auf seiner Nase landen. Dort schmolzen sie und hingen als zitternde Tropfen an der Spitze, bevor sie hinunterfielen.

Wolkenstein hatte recht: Es ging bergab für Poggio. Zwar hatte er es als Sohn eines einfachen Mannes von den Feldern bei Arezzo bis in die Nähe des Heiligen Stuhls in Rom geschafft. Doch dieser Stuhl stand nur noch auf drei Beinen. Kippte er, so würde er Poggio unter sich begraben.

Der Papst drohte abgesetzt zu werden. Nein, dachte Poggio. Es musste heißen: Die Päpste drohten abgesetzt zu werden. Im Jahre des Herrn 1417 hatte Gott drei Stellvertreter auf Erden. Die Welt war aufgespalten.

Dabei war Gott zu dienen das Einzige, das alle verband, ob sie Italiener, Deutsche, Engländer, Franzosen, Korsen, Schotten oder Ungarn waren. Die Kirche war überall. Sie half den Menschen, das Leben zu ertragen. Und der Papst wachte über seine Herde. Doch mit der Kirchenspaltung hatte sich der eine Hirte in drei Wölfe verwandelt.

Seit Beginn des Schismas feierte die Geistlichkeit auf den Altären die heilige Korruption. Die Simonie, der Verkauf von Kirchenämtern, war verbreiteter als die Inquisition. Dabei ging es nicht nur um Geld. Kardinalshüte wechselten ihre Träger beim Spiel oder als Gegenleistung

für die Liebe einer Frau. Geistliche Würden waren gleichbedeutend mit einem Leben im Luxus geworden. Kardinäle suhlten sich in seidenbespannten Lotterbetten, bereisten ihre Pfründe und saugten sie aus. Eines der einträglichsten Geschäfte der Kirchenmänner war die Absolution. Der Sündenerlass für eine ganze Stadt mitsamt der Neuweiheung des Friedhofs kostete die Bürger das Vermögen von sechzig Florentiner Gulden. Auf diese Weise konnte der Besuch eines Bischofs einen ganzen Landstrich ruinieren.

Da kein Gesetz sie in die Schranken wies, führten sich die Kirchenfürsten auf wie Freibeuter. Nur bei besonders derben Vergehen mussten die hohen Geistlichen mit Ahndung rechnen. Erst kürzlich war der Bischof von Toul wegen Unzucht seines Amtes enthoben worden. Seine liebste Konkubine war seine Tochter, die er mit einer Nonne hatte.

Poggio hatte selbst erlebt, dass viele Geistliche nicht einmal Latein beherrschten. So manchem hatte er vor der Ordination noch schnell die notwendigsten Formeln beigebracht, damit er bei der Zeremonie an der richtigen Stelle nicken und nachbeten konnte.

Wichtiger als Latein und Liturgie war für einen Kirchenmann dieser Tage der Umgang mit Giften. Natürlich musste man sie nicht nur mischen und in den richtigen Dosen verabreichen können, sondern auch stets das richtige Gegenmittel zur Hand haben. Wen wunderte es da noch, dass Bischöfe so verrufen waren, dass niemand glaubte, sie würden in den Himmel kommen - am wenigsten die Geistlichen selbst? Als der Prior von Clairvaux zum Bischof ernannt werden sollte, hatte er sich angeblich zu Boden geworfen und gefleht, stattdessen Wandermönch werden zu dürfen.

An der Universität von Paris verkündeten spindeldürre Theologen, nicht die Kirchenspaltung sei das große Übel des Abendlandes, sondern das Papsttum selbst. Es wuchere

wie eine Schlingpflanze und drohe das Christentum zu ersticken. In diesen Worten lag Wahrheit. Der Papst war die Pest, sein Amt grassierte wie eine Seuche: Hatten anfangs noch zwei Päpste darum gestritten, wer der rechtmäßige Stellvertreter Gottes auf Erden sei, war beim Konzil von Pisa noch ein dritter hinzugekommen. Seither war die Christenheit dreigeteilt. Und wo die Trinität des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes den Menschen den Himmel versprach, da war das irdische Trio der Päpste dazu angetan, die Tore der Hölle aufzustoßen.

Niemand wollte weichen. Weder Gregor XII. noch Benedikt XIII. oder Johannes XXIII. ließen von ihrem Anspruch auf die Tiara, die Krone des Papstes, ab. Zwar behauptete jeder, sofort zurücktreten zu wollen, sobald seine Gegenspieler abgedankt hätten. Aber unglücklicherweise bestand jeder der drei darauf, dass die anderen beiden den ersten Schritt zu gehen hatten. So belauerten sich die päpstlichen Parteien, aber niemand rührte sich. Die Lage war aussichtslos. Auch das Konzil in Konstanz schien nicht das erwünschte Resultat zu bringen. Denn von den drei Päpsten war nur einer in der Stadt am Bodensee erschienen: Johannes XXIII. Als Teil seines Gefolges war auch sein Sekretär Poggio über die Alpen gereist.

Poggio blies sich in die Hände und schaute den Weg hinab, den er gekommen war. Zwischen den Bäumen hindurch sah er tief unter sich den See glitzern. Sollte er zurückkehren nach Konstanz, um seinem Herrn dabei zu helfen, die Kirche und das gesamte Abendland zu retten? Oder sollte er einen unverfrorenen Minnesänger davon abhalten, seine groben Hände nach wertvollen Pergamenten auszustrecken? Was für Schätze mochten in dem alten Kloster verborgen sein? Poggio dachte an die Verse des Lukrez, die er auswendig kannte.

»Frühling kommt«, rezitierte er laut, »und Venus, und ihnen voraus sind der Venus geflügelter Bote und Mutter

Flora, auf den Fersen folgt ihnen Zephyr, und sie bereiten der Göttin den Weg, mit den Blumen verbreiten sie herrliche Farben und Wohlgerüche.«

Poggio atmete tief ein. Lag es an diesen wunderbaren Worten, oder roch er jetzt tatsächlich die Vorboten des Frühlings, die unter dem Schnee darauf warteten, die Welt in ihre Farben zu tauchen? Ach, Lukrez! Wohin sind deine Zeilen verschwunden? Erneut wandte Poggio den Blick, diesmal bergan. Dort oben gab es ein Kloster voller kostbarer Bücher. Er wischte sich mit dem Lederhandschuh über das Gesicht, ließ sein Pferd antraben und folgte den frischen Spuren von Oswalds Pferd im dichten Schnee.

Kapitel 3

Rasch holte Poggio zu Oswald auf. Der Tiroler saß regungslos auf seinem erstarrten Pferd. Als Poggio näher kam, grunzte er, ohne sich umzudrehen. »Vor uns liegt der Grund dafür, dass die Bibliothek dieses Klosters seit Jahrhunderten unangetastet geblieben ist.«

Poggio beugte sich vor. Von einem Grund konnte keine Rede sein, denn der war nicht zu sehen. Rechts und links waren die Baumstämme zurückgewichen. Vor den Hufen der Reittiere brach das Gelände jäh ab. Eine garstige Kluft gähnte den Männern entgegen. Ihren Boden sprenkelten Bäume, von hier oben sahen sie winzig aus und grün wie die Körner ungereiften Hühnerfutters. Die gegenüberliegende Seite war nicht weiter als fünfzehn Fuß entfernt. Ein Pferd hätte darüber hinwegspringen können. Doch war das unmöglich, denn dort drüben wuchsen die Bäume Stamm an Stamm. Dennoch gab es einen Weg hinüber: eine kleine Holzbrücke, die sich über die Schlucht spannte und sich starrsinnig an die schwarzen Felsen klammerte. Sie schien eilig aus zwei nebeneinanderliegenden Brettern und armdicken Seilen zusammengebastelt worden zu sein. Eis überzog die gewagte Konstruktion.

So tief wie der Abgrund war auch die Verlassenheit, die auf dem Ort lastete. Poggio wollte etwas sagen, doch die Kälte lähmte seine Zunge. Erst im zweiten Versuch gelang es ihm, Worte hervorzubringen. »Wenn du schon einmal bei dem Kloster gewesen bist, Wolkenstein, wieso weißt du dann nichts von dieser Schlucht?«

Oswald öffnete den Mund, aber seine Worte erstarben in einem Winkel der Zeit. Gut, dachte Poggio, immerhin wird er jetzt nicht wieder anfangen zu singen. Er knetete Blut in seine Beine und schwang sich vom Pferd. Das Leder seines Sattels knarrte. Sofort bedeckten Schneeflocken die Sitzfläche. »Wenn wir hier Wurzeln schlagen, wird uns der Schnee unter sich begraben, und man wird uns erst im Frühjahr finden«, rief er Oswald zu.

»Du willst doch nicht etwa dort hinüber?«, fragte der Tiroler und molk die Zügel.

Eine Krähe flog unter der Brücke hindurch und verspottete die beiden Männer mit einem lang gezogenen Schrei.

Poggio näherte sich dem Rand der Kluft, kniete nieder und tastete mit der Hand über die Bretter. In Eis gegossen wirkten sie fest und sicher. Doch unter dem glänzenden Überzug mochte das Holz morsch sein und tückisch.

»Jedenfalls nicht mit den Pferden«, gab Poggio zurück. Insgeheim hoffte er, Wolkenstein werde seiner Furcht nachgeben und umkehren. Dann würde Poggio das Skriptorium für sich allein haben und es nach alten Texten durchsuchen können, ohne auf seinen diebischen Begleiter aufpassen zu müssen.

»Ich sage: Wir kehren um!« Das sollte wohl wie ein Befehl klingen. Doch der tiefe, selbstsichere Bass war aus Oswalds Stimme verschwunden. Seine bartlosen Wangen bebten.

Schnee senkte sich auf Poggios Lider wie feiner Staub. Er blinzelte zu seinem Begleiter hinauf. Die Worte flogen wie von selbst aus seinem Mund. »Zurück nach Konstanz geht es dort entlang. Reite einfach bergab.«

Oswalds Gesicht sah aus wie entzündet. »Damit du überall herumerzählen kannst, ich sei ein Feigling? So seid ihr Florentiner. So krumm von Sitten wie von Gestalt.« Zu Poggios Erstaunen schwang sich der Tiroler nun ebenfalls vom Pferd und führte beide Tiere in den Wald.

»Lass sie frei laufen, sonst erfrieren sie«, rief Poggio ihm hinterher. Dass der Rappe und der Schimmel noch da sein würden, wenn sie zurückkehrten, glaubte er allerdings kaum. Doch zunächst einmal, dachte er und wandte sich wieder der Brücke zu, muss uns der Hinweg gelingen.

Poggio betrat als Erster den elenden Steg. Er war von hagerer Gestalt, ein leichter Mann. Nur der Beutel an seinem Gürtel wog schwer. Darin klapperte sein kostbarster Besitz. Eher würde er in den Tod stürzen, als sich davon zu trennen.

Er setzte seinen Fuß auf die zuvorderst liegende Holzbohle. Auf dem vereisten Brett verkrustete eine Schicht Schnee. Weder Mensch noch Tier hatten seit geraumer Zeit Spuren darauf hinterlassen.

Mit beiden Händen griff Poggio nach den Seilen. Ein Windstoß fuhr heulend durch die Kluft und fegte ihm das Barett vom Kopf. Der rote Samt trudelte in die Tiefe. Sanft wiegte sich die Brücke im Wind. Poggio spürte ein Ziehen in den Waden und den Drang hinabzuschauen. Doch er zwang sich, seinen Blick und seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt am anderen Ende des Übergangs zu richten. Da sah er auf der anderen Seite Florentina da Pistoia zwischen den Bäumen hervortreten. Sie war noch immer ein Kind, trug dieselben Kleider aus hellblauem Taft wie an jenem Morgen in dem kleinen toskanischen Dorf. Auch ihre hochmütige Miene war noch dieselbe. Sie öffnete den Mund und war im Begriff, sich mit der Zunge über die rot geschminkten Lippen zu fahren.

»Tu das nicht!«, rief Poggio. Ehe er es sich versah, war er auf die Brücke hinausgetreten. Er lief über die sich senkenden Bohlen. Die letzte Strecke rutschte er vorwärts, ließ mit einer Hand das Seil fahren und streckte die Finger nach Florentina aus. Doch die Erscheinung zog sich in den Schutz der Bäume zurück. Bevor Poggio festen Boden erreichte, war sie verschwunden. Er glitt aus und krabbelte

auf allen vieren zu der Stelle, an der Florentina soeben noch gestanden hatte. Sie war fort!

»Bist du von Sinnen, Italiener?« Oswalds Stimme wehte zu ihm herüber. Noch einmal schaute Poggio sich zwischen den Bäumen um. Er musste sichergehen, dass es nur ein Trugbild gewesen war, eine Luftspiegelung seines Geistes, ein Traum. Noch einmal glaubte er, hinter einer vom Frost gespaltenen Föhre etwas Blaues aufscheinen zu sehen. Doch als er auf den Ort zusprang, lag der Schnee dort unberührt. Wenn er einem Spuk aufgesessen war, so hatte dieser ihm immerhin auf die andere Seite der Schlucht geholfen.

Kurz überlegte Poggio, ob er Oswald von der Überquerung abraten sollte. Wolkenstein war ein schwerer Mann, darin geübt, Humpen zu heben, auf einem Schemel hockend Fleisch zu kauen und den Weibern ins Mieder zu singen. Auf vereisten Brettern über einen Abgrund zu balancieren, während der Wind an seinen Kleidern riss, gehörte gewiss nicht zu seinen Talenten.

Poggio legte die Hände an die Wangen und rief: »Es ist zu gefährlich, Oswald! Bleib zurück!«

Doch wenn er geglaubt hatte, den Tiroler damit zurückhalten zu können, so hatte er sich getäuscht. Wolkenstein stellte sich auf das Brett und schob sich langsam vorwärts. Dabei wagte er es nicht, seine Füße zu heben. Die hochgebogenen Spitzen seiner nassen Lederschuhe pflügten über die Brücke und schoben Schnee vor sich her. Flocken rieselten in die Tiefe.

»Nicht den Schnee!«, schrie Poggio. »Er gibt dir Halt.«

Doch Oswald hatte das Eis bereits freigelegt. Zum Dank schnappte es nun nach seinen Füßen. Wolkenstein schlupfte über das Brett. Zu spät entschloss er sich, die Brücke doch nicht überqueren zu wollen, und taumelte rückwärts. Dabei verlor er endgültig das Gleichgewicht. Im Sturz ließ er sich auf die Seile fallen. Es gab ein

krachendes Geräusch, aber die Konstruktion hielt. Jedenfalls für den Moment.

Poggio sprang so nah wie möglich an die Brücke heran. Zu Wolkenstein hinauszugehen, wagte er nicht. Die Bretter trugen einen einzelnen Mann, sogar einen wie Oswald. Zwei aber mochten die im Frost hart gewordenen Seile zum Reißen bringen. Poggio streckte Wolkenstein eine Hand entgegen, aber der war zu weit entfernt. Drei Armlängen voraus klammerte sich der Tiroler an die Seile und starrte in den Abgrund.

Erneut fegte der Wind durch die Schlucht und ließ die Brücke schaukeln.

»Kehr um!«, rief Poggio und begleitete seine Worte mit entsprechenden Gesten, die, so hoffte er, Wolkenstein den Weg zurück in Sicherheit weisen würden. Doch der Tiroler kniete auf den Bohlen und hielt sich an den Seilen fest wie ein Seemann auf einem sinkenden Schiff.

Poggio schnaubte. Noch einmal rief er dem Regungslosen zu, er möge die Brücke verlassen. Diesmal schaute Oswald zu ihm herüber. Allerdings bewegte er dabei nur das Auge, der Kopf saß unbeweglich auf dem Hals. Oswalds Lippen formten ein einziges lautloses Wort.

Poggio schickte ein aufmunterndes Nicken zu ihm hinüber. Dann ließ er seinen Beutel in den Schnee gleiten und trat mit leisem Schritt auf die Bohlen hinaus. Fest packte er die Seile. Unter seinen Händen klimperten Eiszacken. Diesmal trieb ihn nicht die Vision eines Mädchens zu unerschrockener Eile, diesmal kroch er auf einen furchtsamen Junker zu. In den Schenken von Konstanz war Oswald dafür berüchtigt, mit seinen Abenteuern als Kreuzritter zu prahlen. Jetzt fragte sich Poggio, wie dieses Häuflein Mann gegen einen Heerbann Sarazenen bestanden haben sollte. Die Wahrheit, dachte er, wohnt auf einer morschen Brücke über dem Abgrund unserer Lügen.

Unter seinen Füßen knarrten Holz und Seilwerk. Der Schnee auf den Bohlen war nun, da Poggio zum zweiten Mal hinüberging, festgetreten und bot weniger Halt. Mit jedem Schritt bog sich die Brücke weiter durch. Als er in der Mitte angekommen war, hatte sich der Übergang so tief abgesenkt, dass er aufblicken musste, um den gegenüberliegenden Rand zu erkennen. Er bekam den Gürtel des Tirolers zu fassen und zog ihn zu sich heran. Nun hockten sie beide in der Mitte des Übergangs.

Poggio legte Oswald eine beruhigende Hand auf den Rücken. Durch seine Handschuhe spürte er, wie der andere zitterte. Sonst rührte Wolkenstein sich nicht. Unverwandt starrte er zwischen den Seilen hindurch in die Tiefe.

»Oswald!« Poggio zögerte, den Minnesänger anzustoßen. »Wir müssen weiter.«

Wolkenstein schüttelte fast unmerklich den Kopf. »Unsere Zeit ist abgelaufen. Erkennst du es nicht?«

Immerhin hatte er sich bewegt.

»Vorwärts!« Poggio rief das Wort auf Deutsch. Er hatte es von den Kutschern gelernt, die den Papst nach Konstanz gebracht hatten. Doch was für das Gespann eines Kirchenfürsten gut war, verpuffte wirkungslos an den Beinen eines Minnesängers. Oswald rührte sich nicht.

Vielleicht musste er nur erkennen, wie einfach der Weg zu passieren war, dann würde er sein Mütchen sammeln und es selbst versuchen. »Schau nur herüber!«, rief Poggio und versuchte, ermunternd zu klingen. Als er Wolkensteins Aufmerksamkeit gewiss war, wagte er zwei leichtsinnige Schritte in Richtung Sicherheit. Es sollte eine Demonstration von Leichtigkeit sein, ein Tänzeln über dem Rachen des Todes. Doch mittlerweile waren auch Poggios Korksohlen vom Schnee verklebt. Er glitt aus. Zwar griff er flugs nach den Seilen und hielt sich fest. Oswald aber hatte das Manöver verfolgt und war nun erst recht wie versteinert. Zerknirscht dachte Poggio an das Gleichnis von den Fischen, die übermütig an Land gesprungen waren und

zu ersticken drohten – wenn ihnen nicht rechtzeitig die Flut zu Hilfe kam.

Wenn er mit Taten nicht weiterkam, so sollten Worte seine Flut sein.

»Oswald, wenn du dort hängen bleibst, wirst du erfrieren«, sagte Poggio. »Es sind nur fünf Schritte. Fünf Schritte braucht man, um vom Konstanzer Münster zur Schenke zu gehen. Das gelingt dir sonst spielend.«

Aber in Oswalds gefrorene Gedanken schien sich das Bild einer warmen Taverne nicht hineinschmelzen zu wollen. Der Junker hockte da wie erstarrt. Poggio zog sich die Seile entlang in Sicherheit. Mit einigem Schlingern erreichte er festen Boden. Von dort richtete er wieder das Wort an Wolkenstein.

»Ich werde in der Stadt nichts davon erzählen. Aber wenn du hier oben erfrierst«, er vermied es bewusst, vom Abstürzen zu reden, »muss ich natürlich davon berichten. Willst du etwa der Narr in einem Spottlied sein, das noch deine Kindeskinde singen werden?«

Oswald bewegte die Lippen.

»Was sagst du?«, rief Poggio hinüber.

»Ich habe keine Kinder.« Wolkenstein sprach die Worte gerade so laut, dass Poggio sie verstehen konnte.

»Dann willst du hier sterben, ohne Erben zu hinterlassen? Ich habe dich für einfältig gehalten, Oswald. Aber dass du so dumm bist, hätte ich nicht gedacht.«

»Ich bin nicht dumm!« Oswald sprach stockend. Aber seine Stimme war lauter geworden.

»Warum singst du dann Lieder, die von nichts anderem zeugen als von der Einfalt ihres Dichters?« Poggio musste nicht lange über die Worte nachdenken. Den gesamten Tag lang hatten sie in ihm gegoren. Jetzt sprang der Korke wie von selbst heraus.

»In Konstanz äffen dich die Kinder nach. Die Hübschlerinnen stolzieren herum und geben den einäugigen Sänger mit der krummen Stimme zum Besten.«

Poggio rief sich die Weise ins Gedächtnis, mit der Oswald ihn den gesamten Weg über gequält hatte. Dann warf er sich in die Brust, stellte einen Fuß affektiert nach vorn, schwang den rechten Arm und sang so schief, wie es ihm möglich war, Oswalds deutsche Verse:

»O Welt, o Welt, ein Freud der kranken Mauer,
Wie schwer du bist! Dein Lohn, der wird mir sauer.«

»Sei still!« Der Tiroler zitterte jetzt sichtbar. Nicht mehr nur vor Kälte, hoffte Poggio.

»Blablابلابل«, plärrte er die einfache Melodie weiter.

»So geht es nicht!«, rief Wolkenstein. »Der Text lautet ...«

»Das soll ein Text sein?«, gab Poggio zurück. »Deine Worte sind so stumpf wie du selbst.« Erneut hob er an zu singen, diesmal erfand er etwas zu der furchtbaren Weise hinzu:

»O Welt, o Welt, O swald, O swald
Stampf und tob und knirsche,
Doch ich sing' und tanze.«

»Du Schweineknecht!«, brüllte Oswald jetzt von der Brücke herüber. »Ich schlage dir den Schädel mürbe!«

»Richtig müsste es heißen: ›Ich werde dir den Schädel mürbe schlagen.« Nicht einmal mit deinem Latein ist es weit her. Von deiner Dichtkunst will ich nicht mehr reden. Deine Zunge ist ein unbeholfener Klump, Oswald von Wolkenstein.«

Der Tiroler kam auf die Beine. Seine Rechte fuhr an die Hüfte, wo sein Dolch am Gürtel hing. Er zückte die Waffe. Die Bewegung brachte die Brücke wieder zum Schwingen. Doch Wolkenstein schien das nicht länger zu bemerken.

»Ich will mein Messer im lauen Blut deines Herzens färben, Florentiner.« Oswald walzte auf Poggio zu. Schon war der Tiroler über die Brücke gelaufen. Er prallte gegen Poggio. Die beiden Männer gingen zu Boden. Alles an Wolkenstein war hart. Poggio umschlang seinen Gegner mit beiden Armen. Wolkensteins Messerarm wurde ihm an den